

Unverkäufliche Leseprobe

Benjamin
Stein

→ **Replay**



Roman C.H.Beck

Benjamin Stein
Replay
Roman

176 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63005-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9202697>

»Ich war immer davon überzeugt,
dass eine transparente Gesellschaft
auch eine totalitäre Gesellschaft ist.«

François Baroin, 2010

französischer Regierungssprecher

Ich fürchte mich vor Erscheinungen, die ich nicht selbst erfunden habe. Und nun dieser Huf ... Am Fußende lugt er im Dunkel unter der Bettdecke hervor. Das ist mir nicht geheuer. Ohne hinzusehen, decke ich ihn zu, lasse meinen Kopf zurück ins Kissen sinken und schließe die Augen wie ein Kind, das denkt, was es nicht sieht, ist nicht da. Das beruhigt mich. Dabei müsste ich wissen, dass es ein böses Omen ist.

Ich bin kein Narr. Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose. So viel habe ich bei Matana gelernt. Ein Zeichen ist zunächst nichts anderes als ein Zeichen, ein Hinweis, ein Wegweiser, nicht identisch mit dem, worauf es zeigt. Das Zeichen selbst ist unschuldig. Von sich aus bedeutet es nichts, und es gibt keinen Grund, sich zu echauffieren, nur weil man es sieht.

Omen, Fügung, Schicksal ... Ich weiß, wovon ich rede. Ich bin ein Spezialist für Zeichen. Jedenfalls halte ich mich dafür, denn ich habe früh begonnen, nach Zeichen zu suchen, Zeichen zu entdecken und Zeichen zu deuten.

Es begann mit Wenn-dann-Wetten: Wenn das Auto an der nächsten Straßenecke nach links abbiegt, werde ich das Eis bekommen. Fährt es nach rechts, dann nicht. Und wenn es geradeaus fährt, wartet etwas ungleich Verlockenderes auf mich. Ich muss nur Geduld haben. Und dann leuchtete gelb das Blinklicht am Heck des Wagens – rechts, und meine Hoffnungen waren begraben.

Vom Blinklicht am Auto wechselte der Blick zum Blinken am Himmel. Die Sterne würden doch sicher sprechen. Wenn ich am frühen Nachmittag aus der Schule kam, schaltete ich den Fernseher ein, zappte zum *Täglichen Horoskop* und wartete gespannt, bis mein Sternzeichen genannt und die astrologischen Aussichten bekanntgegeben wurden. Der Sendezeitpunkt hatte den Vorteil, dass die Hälfte des Tages bereits vorüber war. Bestätigte das bereits Geschehene die Astrologie, konnte das nur heißen, dass das noch nicht Eintretene sich noch ereignen würde. Fand sich im Horoskop kein Zusammenhang mit dem Tag, wie ich ihn bis dahin erlebt hatte, stand mir gar noch alles bevor, als hätte mein Tag noch nicht einmal wirklich begonnen. Was für ein Bangen, oh, die verheißenen Freuden und Leiden und Unentschiedenheiten ... Irren konnten die Sterne doch nicht.

Noch heute kann ich keine Zeitschrift aufschlagen, ohne zuerst im Inhaltsverzeichnis nach dem Horoskop zu suchen. Wenn es eines gibt, und ich bevorzuge Zeitschriften, die auf eine solche Rubrik nicht verzichten, kann ich nicht anders, als umgehend diese Seite aufzuschlagen und mich unterrichten zu lassen, was zu erwarten steht. Geld, Job, Liebe, all die Möglichkeiten, gelegentlich sogar, wenn die Zeitschrift etwas taugt, grafisch aufbereitet in Form von seichten Wellenlinien, Phasen der Ruhe, Höhenflüge, und selbst aus den Mustern der sich umschlingenden Linien, aus den Schnitt- und Umkehrpunkten der Kurven lässt sich noch lernen, wohin der nächste Moment sich neigen mag.

Ein wenig später kamen die Zahlen, ein Universum für sich, unendliche Räume, Sonnen, Planeten und Leere, Himmel und Erde, und inmitten all dessen ein ununterbrochenes

Raunen. Jede Zahl hatte mir etwas zu sagen, oft in Gestalt eines Rätsels, mitunter jedoch auch ganz unverschlüsselt. Man musste sich üben im Erlauschen der Botschaften. Nicht immer gaben die Zahlen ihre Nachricht ohne Knobeln preis.

Von Beginn an stachen bestimmte Zahlen heraus, Primzahlen etwa, das waren meine ersten Übungen. Nach ihnen zu suchen, war wie ein Jagen nach dem unteilbaren Kern der Dinge. Sie kamen mir vor wie ein geheimes, seinerseits unendliches Alphabet, aus dem sich Worte und Botschaften zusammensetzten.

Initiiert, so kann man es wohl nennen, wurde ich während meines Bar-Mizwa-Unterrichts. Meine Eltern hatten mit Religion nichts am Hut, und so hatte ich vom Religiösen so gut wie keine Ahnung. Gott und seine Gesetze waren mir gleichgültig. Bar Mitzwa aber musste sein, schon wegen der Party und der Geschenke. Mein Vater könnte zeigen, was wir hatten, eine große Show mit hunderten Gästen. Der Unterricht war nicht mehr als die Zugangsvoraussetzung dafür, das Eintrittsbillett zur Party und zum Geschenkesegnen. Also musste ich einige Monate lang zweimal die Woche zur Religionsstunde gehen.

Mein Lehrer war ein mürrischer Alter, der beim Reden spuckte und dessen Mundgeruch mir Übelkeit bereitete. Keine Ahnung, was mit seinen Innereien los war. Aus seinen Ohren wuchsen graue Büschel borstiger Haare, und ich konnte, wenn ich ihm gegenüber saß, nicht anders, als sie anzustarren mit einem Gefühl zwischen Ekel und Faszination. Religion, dachte ich, stinkt also und sprießt einem stachlig aus den Ohren.

Schon nach den ersten beiden Besuchen ersehnte ich den Partytag umso mehr, weil er das Ende dieses Martyriums bedeuten würde. Ich käme aus der Gefahrenzone, müsste nicht mehr jeden Abend panisch im Spiegel meine Ohren untersuchen und im Beisein anderer nicht mehr wie zwanghaft meinen Mund geschlossen halten oder durch die Zähne murmeln aus Angst, der Religionsgeruch würde auch mir schon aus den Innereien aufsteigen.

Nein, ich war wirklich kein Fan dieser Unterweisung in Gottesdingen. Das änderte sich allerdings, als mein Lehrer mir eröffnete, dass die hebräischen Buchstaben, die ich lustlos unter Mühen unterscheiden und lesen gelernt hatte, auch Zahlenwerte besaßen, so dass ich also, wenn ich eines dieser hebräischen Bücher mit mindestens sieben Siegeln vor mir hatte, eigentlich auf gigantische Kolonnen von Ganzzahlen starrte. Die Buchstaben eines Wortes ließen sich addieren, und so konnte man verborgene Nachrichten aufspüren, indem man nach Worten suchte, die zwar ganz unterschiedliche Dinge bezeichnen mochten, durch die Übereinstimmung ihrer Zahlenwerte aber darauf hinzuweisen schienen, dass eine Verbindung bestand zwischen ihnen, eine verborgene Verwandtschaft in der Bedeutung, die nur entdeckt werden musste und die, da war ich mir sicher, eine Botschaft enthielt.

Gematria, sagte mein Lehrer, hätten die Mystiker diese Kunst genannt, und da er mit dieser Geheimwissenschaft endlich meine Neugier hatte wecken können, erzählte er mir mehr davon. So ging ich fortan immerhin einige Male mit gespannter Freude zu unseren Treffen.

Mein Lehrer besaß ein zerfleddertes Büchlein, in dem

für die Zahlen von 1 bis 200 je ein Dutzend Wörter aufgelistet waren, die den entsprechenden Zahlenwert besaßen. Das Büchlein lag eigens für mich parat, wenn ich kam. Wahrscheinlich war es ein Trick. Die hebräischen Wörter nämlich waren nicht übersetzt. Wenn ich Vergleiche anstellen wollte, musste ich die Vokabeln zunächst in einem dicken Wörterbuch suchen, das ebenso in Reichweite platziert war. So lernte ich freilich das Alphabet, und ich prägte mir auch eine Menge Vokabeln ein. Das erfüllte meinen Lehrer mit Zufriedenheit. Es war ihm anscheinend egal, aus welchem Antrieb heraus ich lernte, solange ich es nur überhaupt tat.

Zunächst suchte ich die Vokabeln heraus, deren Buchstabenwerte sich zu Zahlen addierten, zu denen ich mich instinktiv hingezogen fühlte, ohne dass ich hätte sagen können, warum ich sie für besonders hielt. Die 11 und die 22 gehörten dazu, aber auch die 123, eine Zahl, die ich, auf einem Zettel notiert, immer in der Hosentasche trug. Auf 123 passten die Worte *chanina* und *oneg* – Gnade und Genuss; aber auch *milchamah* – Krieg – ergab diese Zahl. Die 11 stand für *tov* – gut, aber ebenso für *oj*, einen Klagelaut, der auch Insel bedeuten konnte. Das poetische Wort *hagag*, das den Klang des Herzschlags bezeichnet und gleichzeitig wispern bedeutet, ergab per Gematria ebenfalls 11. Und schließlich die 22: Güte und Segen, Freude und Verbundenheit, aber auch Dornbusch, Opfer und – zerstören.

Halbe Tage und Nächte konnte ich über die Beziehungen zwischen den Wörtern nachgrübeln. Sie mochten sich ergänzen, ihre Bedeutungen in einer lediglich nicht offensichtlichen Art korrespondieren. Womöglich wies der glei-

che Zahlenwert bei Wortpaaren, die scheinbar ganz Gegensätzliches bezeichneten, darauf hin, dass ein Teil des einen auch immer in seinem Gegenteil zu finden, ja ohne sein Gegenteil womöglich gar nicht zu denken war. Überhaupt: Korrespondenzen! Das war es doch, was ich mit Zeichen, Buchstaben und Zahlen und dem eifrigen Verfolgen der Sternen- und Planetenkonstellationen betrieb: Korrespondenzen belauschen, den Austausch von Nachrichten, von Wissen. Ich hoffte, auf die eine oder andere Art eines Tages nicht mehr nur Lauschposten zu sein, sondern teilnehmen zu können an dieser Kommunikation der großen Geheimnisse, die etwas Magisches hatte. Wie ich das bewerkstelligen sollte, wusste ich freilich nicht. Ich wusste ja nicht einmal, wer da mit wem korrespondierte und mit wem ich also in Kontakt hätte treten wollen.

Hätte mein Vater einen anderen Lehrer für meinen Bar-Mizwa-Unterricht engagiert, wäre ich womöglich religiös geworden, denn was lag näher, als im Absender der codierten Nachrichten, die Auskunft über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu enthalten versprochen, Gott zu vermuten? Mein Leben wäre mit Sicherheit anders verlaufen, hätte mein Lehrer meine Vorstellung von Gott nicht mit Ängsten vergiftet, zunächst der trivialen Angst vor Mundgeruch und hässlichen, aus den Ohren spießenden Borsten und schließlich einer ganz handfesten Angst. Als ich nämlich durch meinen Eifer beim Erlernen der hebräischen Vokabeln plötzlich doch Hoffnung in meinem Lehrer geweckt hatte, aus mir könnte noch einmal ein Wissender werden, wie er es nannte, da verdarb er mit einer Geschichte, die er

selbst vielleicht gar nicht so wichtig nahm, für immer alles Religiöse für mich.

Auf dem Weg in die künftige Welt, dozierte er – und damit meinte er eine Welt jenseits der unseren – nach unserem Tod also müssten wir einen langen Weg durch eine Region zurücklegen, die Sheol genannt wird. Eine Prüfung sei diese Reise, auf der wir Rechenschaft ablegen müssten über unser irdisches Leben wie vor einem Gericht. Und im Sheol, fuhr er fort, würden uns keine Lügen helfen. Jedes Detail über unser Leben sei dort offenbar. Wir würden zwar unseren irdischen Körper abgelegt haben, dafür aber in einer Art Geistkörper wandeln, und an jenen Körperteilen, mit denen wir in der hiesigen Welt gesündigt hätten, würden wir dort untrügliche Zeichen tragen, die unsere Vergehen offenbarten: Verkrüppelungen oder Verkümmierungen. Eine winzige Hand beispielsweise, weil unsere Hände im Leben den Bedürftigen nicht hatten geben wollen. Oder riesige Ohren, weil wir zu Lebzeiten auf Klatsch und Tratsch und jede Art übler Nachrede begierig gelauscht hatten. Auch könnte es sein, dass wir uns im Sheol mit nur einem Auge wiederfänden, weil wir in dieser Welt ein Auge verschlossen hatten vor den göttlichen Wahrheiten oder weil wir – nicht weniger schlimm – unseren Blick an die Nichtigkeiten des schönen Scheins geheftet hatten. Was genau und in Gänze darunter zu verstehen sein mochte, überließ er meiner pubertären Phantasie. Die aber kam nicht zum Zuge, denn ich war, nachdem ich das alles gehört hatte, einfach nur wütend.

Mit diesen Ausführungen hatte er mich sofort und für immer für die Sache Gottes verloren. Er muss blind oder dumm gewesen sein oder – herzlos. Vielleicht war es auch

eine Mischung aus alldem. Anders konnte ich es mir nicht erklären. Ein Blick in mein Gesicht hätte ihm genügt haben müssen, um zu wissen, dass er mich mit seiner Sheol-Vision verschonen musste oder doch zumindest mit den Details über die versehrten Geistkörper der zu prüfenden Seelen. Die Muskeln, die mein rechtes Auge bewegen sollten, verweigern seit meiner Geburt den Dienst, und so steht dieses Auge unbeweglich im äußersten rechten Augenwinkel und starrt nahezu blind ins Leere. Ein Kainsmal, habe ich damals gedacht, könnte nicht schlimmer sein. Ein Gutteil meiner Kindheit habe ich bei Augenärzten und in Kliniken verbracht, in denen meine Eltern anerkannte und selbsternannte Stars der Augenheilkunde an mir operieren ließen. Erfolg hatten sie nicht. Als Folge der Operationen entstellte nun aber zusätzlich noch eine Narbe das Auge, und ich verlor die Gewalt über das Augenlid. Ich konnte es schließen. Es zu öffnen war aber schwer. Mal gelang es, mal nicht, als könnte ich nur bitten und wäre auf die Gnade von Nerven und Muskeln angewiesen, ob sie meinem Wunsch wohl stattgeben würden.

Es muss grotesk erscheinen, wenn ich heute so davon rede. Aber als Kind und als Pubertierender, zu der Zeit also, als mein Bar-Mizwa-Lehrer mir seine Sheol-Geschichte zumutete, bestimmte diese eigentlich doch kleine Behinderung mein Leben. Ich war fest davon überzeugt, dass meine Mutter mich nie gern hatte ansehen wollen, weil ich nicht das schöne Kind geworden war, dass sie sich so sehnlich gewünscht hatte. Ich selbst mochte mich nicht ansehen, und auch den Mädchen meines Alters, denen ich damals schon mit begierigen Blicken folgte, mutmaßte ich, konnte es

nicht anders ergehen. Ich musste mit den Blicken der Neugier vorlieb nehmen. Die Blicke des Wohlgefallens und gar des Begehrens waren anderen vorbehalten.

Es nützte nichts, wenn man mir versicherte, andere seien doch viel schlimmer dran. Das mochte stimmen, doch die Leiden anderer waren nicht meine Leiden. Sie mochten das Gift sein, das *ihnen* die Tage vergällte. Mein Gift war mein eigenes Los, das Gefühl von Hässlichkeit, die Erfahrung der grausamen Unduldsamkeit anderer Kinder und Erwachsener gegenüber allem, das anders war, das aus der Norm des Symmetrischen und Ebenmäßigen fiel, aus der Norm des Erwarteten und Erwartbaren.

Mitunter hielt man mich für schwachsinnig und behandelte mich auch so – wegen eines kleinen Makels, einem aufsässigen und geschundenen Auge, das nicht so wollte wie ich selbst und wie die Welt um mich herum. Und diese Behandlung machte mich wütend. Ich war ein Bündel von Wut und Aggression. Und die Angst, niemals geliebt zu werden, überschattete alles, jede Freude des Alltags, jeden Erfolg auf dem Weg des Erwachsenwerdens. Gerechtigkeit kannte ich nicht, und ich kannte kein Maß. Ich erwartete Lieblosigkeit und Verletzungen, und wenn man mir liebevoll begegnete, hielt ich es für Schauspielerei.

Wenn ich heute in den Spiegel schaue, verstört mich nicht mehr, was ich sehe, sondern nur noch, woran ich mich erinnere. Grotesk scheint mir heute, wie sehr ich mich selbst verletzte und ausschloss durch meine Erwartungen an die Reaktionen und Empfindungen anderer. Grotesk. Aber lassen wir das.

Als nun aber mein Lehrer, der doch gehofft hatte, mich

für Gott zu gewinnen, mir mit dieser Geschichte der verkehrten Geistkörper kam, hatte er ausgespielt. Ging es nach mir, lebte ich, solange ich denken konnte, in diesem Zustand, den er als Vorhölle bezeichnete, in diesem Raum der permanenten Prüfung, in dem man die Schmach der Sünden eines ganzen Lebens offen zur Schau trug. Meine Schande stand mir ins Gesicht geschrieben. In *dieser* Welt. Was hätte ich noch auf seine Sheol-Warnungen geben sollen?

All die Wut, die sich in mir aufgestaut hatte, drängte zum Ausbruch, und da ich mir nicht erlauben konnte, sie ihm gegenüber zu zeigen, lenkte ich meinen Zorn auf das, was er Gott nannte. Ich verwarf diesen Gott ohne Zögern. Ich goss meine Wut über die Vorstellung von ihm aus. Und die Geschichten, die mein Lehrer mir erzählt hatte und noch erzählen würde, wanderten in die Abgründe meines Gedächtnisses, ins Sheol meiner Erinnerung, hinab, hinfort, aus dem Sinn, aus meinem Leben. Nichts, aber auch gar nichts wollte ich mit solchen Geschichten und ihren Urhebern zu tun haben.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de